Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 22. Bromberg, den 14. März 1924.

Die japanische Pest.

Roman von **Ludwig Anton.**

Es war am 20. April 1922.

Geheimrat Dr. Baier, einer der ersten Chirurgen Berlins, übernahm vom Diener die Karte:

„Wie? Dr. Fritz Wieser? Aber natürlich. Sofort herein! Die Patienten sollen warten."

„Was führt Sie zu mir, lieber Wieser? Wissen Sie, daß es länger als zehn Jahre her ist, daß ich Sie zuletzt gesehen? Aber nein. Erst erzählen Sie mir, was Sie mitgemacht haben, seit Sie meine Klinik verließen. Was sind Sie gegenwärtig?"

„Praktischer Arzt und Kassenarzt in einer kleinen Stadt Mitteldeutschlands."

„Verrückt!" sagte der Kliniker. „Das hat doch ein Arzt von Ihren Kenntnissen und Fähigkeiten nicht nötig, derartige Lasttierarbeiten zu verrichten. Gut, daß Sie kommen. Ich glaube, ich habe etwas Passenderes für Sie. Wieso sind Sie denn so tief . . ?"

„Gesunken? meinen Herr Geheimrat. Sie wissen, von Ihrer Klinik trat ich ins Virchow-Institut ein. Erst war es mir nur um den Tetanusbazillus zu tun, dann fand ich, daß die Bakterien an und für sich der Mühe lohnten. Ein großes, weites Feld, von dem kaum eine Ecke notdürftig bebaut ist. Ich arbeitete dort zwei Jahre, übernahm dann die Leitung des pathologisch-bakteriologischen Laboratoriums in Kiautschau . . ."

„Natürlich. Und fielen den gelben Brüdern der Entente, den Japs, in die Hände."

„Stimmt, Herr Geheimrat. In Japan ging es mir nicht schlecht. Ich habe mir dort sogar Geld erspart."

„Wie denn? Waren Sie nicht in einem Lager interniert?"

„Nur acht Tage. Dann kam ein Erlaß vom Mikado, die deutschen Gefangenen nicht als Feinde, sondern als Gäste zu behandeln. In dem Distrikt, in dem ich war, war Ärztemangel. Einige Konsiliarberufungen, und nach einem Jahre operierte ich in Kagoshima mehr, als ich als Assistent Ihrer Klinik operiert hatte. Als der Krieg endlich aus war, kam ich über Batavia auf einem holländischen Schiff nach Europa zurück."

„Und da haben Sie wohl geheiratet?" meinte der Kliniker. „Denn ohne Not läßt sich ein denkender Arzt doch nicht das Joch einer Krankenkasse auf den Rücken laden."

„Stimmt, Herr Geheimrat. Fräulein Duffek . . . ."

„Was? Die kleine Hertha? Wie alt sind Sie, Kollege Wieser?"

„36 Jahre."

Der Kliniker schaute seinen jungen Kollegen prüfend an. Großgewachsene, athletische Gestalt, energisches, bartloses Gesicht, intelligente graue Augen. Er nickte befriedigt.

„Hören Sie mich an, Dr. Wieser. Ich glaube, ich habe etwas für Sie. Sind Sie operativ noch auf der Höhe?"

„Ich denke schon, Herr Geheimrat."

„Und bakteriologisch?"

„Ich verfolge die Literatur und mache in unserem städtischen Spital die chemisch bakteriologischen Befunde, soweit die Ausrüstung der Anstalt es erlaubt."

„Ausgezeichnet," sagte der Kliniker. „Ich glaube, daß das, was ich für Sie im Auge habe, Ihnen besser passen wird, als die Sklavenfrohn des Kassenarztes. Vielleicht kommen Sie heute abend um 10 Uhr in meine Wohnung. Meine Frau hat „Jour", der um diese Zeit beginnt. Inzwischen werde ich der Sache nachgehen. Jetzt sagen Sie mir aber endlich, was Sie nach Berlin führt."

Doktor Friedrich Wieser griff in die Brieftasche und zog zwei Schreiben hervor, die er dem Geheimrat reichte.

Kais. Jap. Gesundheitsamt. Tokio, 16. 2. 22.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Im Auftrage meines hochverehrten Chefs, des Kais. Jap. Ministers für öffentliche Gesundheitspflege erlaube ich mir die höfliche Anfrage, ob Euer Hochwohlgeboren geneigt wären, sich für die Dauer eines Jahres zu Diensten des obengenannten Staates zu verpflichten. Als Honorar sind 10 000 Yen monatlich in Aussicht genommen. Die Hälfte, das sind 60 000 Yen, würde an dem Tage des Vertragsabschlusses in der von Ihnen genannten europäischen Bank auf Ihrem Konto deponiert; über den Rest können Sie in Monatsraten von 5000 Yen nach Ihrem Wunsch verfügen.

Unser Berliner Geschäftsträger ist über die Angelegenheit informiert. Sie können im dortigen Kais. Jap. Botschaftsgebäude den Dienstvertrag unterzeichnen, worauf die Botschaft sofort alles Erforderliche veranlassen wird, Sie mit möglichst geringem Zeitverlust an den Ort Ihrer Bestimmung zu bringen.

Gestatten Sie mir usw.

Der Kliniker ließ den Brief sinken. „120 000 Yen, 600 000 Schweizer Franken? Damit können Sie und Ihre Frau, in irgend einem neutralen Lande schön behaglich leben und brauchen nicht neun Zehntel Ihrer schwer erarbeiteten Einkünfte den gierigen Blutsaugern jenseits des Rheins ins hungrige Maul zu werfen. Aber das ist zu schön, um wahr zu sein. Da steckt irgend eine ostasiatische Teufelei dahinter. Ich kenne meinen gelben Bruder Jap. War selbst ein Jahr dort. Die haben doch Chirurgen und Bakteriologen genug da drüben. Und an Selbstbewußtsein fehlt es den Herrschaften wahrlich nicht. Wozu also einen Europäer? Wozu Sie?"

Er entfaltete den zweiten Brief.

1. März 1922.

Sehr geehrter Herr Kollege!

Ich hoffe, Sie werden sich meiner noch erinnern. Ich arbeitete im Jahre 1913 unter Ihrer Anleitung im Berliner Virchow-Institut, und ich weiß es, daß ich meine gesamte wissenschaftliche Ausbildung Ihnen verdanke. Daß ich noch nicht vergessen habe, wie Sie mir das Leben gerettet, erwähne ich nur so nebenbei.

Der Gelehrte blickte auf. „Wie haben Sie denn ihm das Leben gerettet?“

Dr. Wieser lachte fröhlich. „Es war nicht so gefährlich. Der Herr Kollege bummelte mit noch einem Landsmann — Nachtleben Berlin und so — und geriet mit einigen Herrschaften in einem Vorstadtkaffee in Streit. Na, und da habe ich ihn herausgehauen. Zwei Messerstiche hat er abbekommen — tief sind sie nicht gegangen.“

„Vor neun Jahren. Da waren Sie 28 Jahre alt. Na ja. Lesen wir weiter!“

Ich will es Ihnen nicht verhehlen, sehr geehrter Herr Kollege, daß ich es war, der die Aufmerksamkeit Seiner Exzellenz auf Ihre Person lenkte. Ich fühle mich daher verpflichtet, Sie insoweit zu orientieren, als es irgend in einem Briefe möglich ist, von dem ich nicht weiß, wer ihn zu Gesicht bekommt. Denn ich bin ja nicht in der Lage, Sie zur Diskretion zu verpflichten, wenn Sie den Antrag unserer Regierung ablehnen, in welchem Falle wir uns an eine geeignete Persönlichkeit des Instituts Pasteur in Paris wenden würden.

„Aha!“ brummte der Geheimrat. „Seit John Bull zu Bruder Jonathan hinüber schwenkte, seit den Tagen von Washington sind Paris und Tokio ja sehr intim geworden. Na, lesen wir weiter. Immerhin steht da zwischen den Zeilen bedeutend mehr als in den Worten selbst.“

Die Aufgabe, die vor Ihnen liegt, sehr geehrter Kollege, stellt an Mut und Geistesgegenwart fast noch mehr Anforderungen, als an ärztliches Wissen und Können. Es sind schon einige meiner Landsleute daran gescheitert und dem Tode zum Opfer gefallen. Sie sehen, ich bin offen Ihnen gegenüber.

Warum ich an sie dachte? Ich will es Ihnen ehrlich sagen. Ich habe einige Male in der Zeit, da ich das Glück hatte, als Schüler zu Ihren Füßen sitzen zu dürfen, Gelegenheit gehabt, eine Eigenschaft an Ihnen zu bewundern, für welche alle europäischen Sprachen das gleiche Wort haben: Intuition. Sie haben die Gabe, blitzartig die Situation zu erfassen und das Wesen der Sache zu treffen, wo andere mit Nachdenken und logischen Schlüssen nach stundenlanger Arbeit daneben hauen. Vor eine solche Situation sind wir jetzt in Japan gestellt. Entweder Sie treffen durch die glückliche Anlage Ihrer geistigen Natur sofort ins Schwarze und lösen die Aufgabe, oder Sie gehen zugrunde daran, wie schon eine Anzahl meiner Landsleute daran zugrunde gegangen ist.

Wenn Sie es daraufhin wagen wollen, so werde ich mich freuen, wie in der alten, schönen Zeit, mit Ihnen zusammen zu arbeiten. Daß ich an Sie als Helfer und Vollbringer dieser Arbeit dachte, ist der größte Beweis von Dankbarkeit und Hochachtung, welche Ihnen zollt Ihr für das ganze Leben verpflichteter Dr. Yoghushiwa.

Der Chirurg ließ das Schreiben sinken. „Lieber Kollege“, erklärte er, „einen Rat kann und werde ich Ihnen nicht geben. Ob Sie annehmen oder ablehnen sollen, müssen Sie selbst entscheiden. Haben wahrscheinlich schon Ihre Entscheidung getroffen. Denn wenn man einen Rat erbittet, tut man es doch nur, um dann dem Ratgeber die Verantwortung in die Schuhe zu schieben, wenn die Sache schief ausgeht.“

Dr. Wieser lächelte. „Danke bestens, Herr Geheimrat. Damit haben Sie Ihren prinzipiellen Standpunkt gewahrt. Darf ich mir nun die Frage erlauben, wie sich Herr Geheimrat in meinem Falle und an meiner Stelle verhalten würde?“

„Ich würde ablehnen“, sagte der Gelehrte. „Entschieden ablehnen. Ich kenne meine lieben, kleinen Japs. Der Kollege Yoghushiwa schreibt doch klar und deutlich, daß Sie nicht mehr lebend nach Europa zurückkommen werden. Er kauft Ihnen Ihr Leben für 600 000 Schweizer Franken ab. Dafür sollen Sie ihm die Kastanien aus dem Feuer holen. Was nutzt Ihnen aber das Geld, wenn Sie tot sind?“

„Meine Frau ist dann versorgt. Übrigens besteht ja doch die Möglichkeit, daß ich die Aufgabe löse.“

„Ja, aber auch dann werden Sie nicht lebend zurückkommen. Denken Sie an mich und meine Worte am heutigen Tage, wenn es so weit ist und Sie in der Falle sitzen und trotz Ihrer weit bekannten Intuition keinen Weg mehr wissen, Ihr liebes Leben zu retten. Denn ich sehe, Sie sind entschlossen, anzunehmen.“

„Nicht so unbedingt,“ sagte Wieser zögernd. „Ich möchte gerne klar sehen.“

„Was sagt Ihre Frau dazu?“

„Ablehnen!“

„Sehen Sie! Da Sie aber hinüber gehen werden, so möchte ich Ihnen doch noch den einen oder den anderen Rat geben, denn ich kenne die Japaner, ich war ein Jahr dort. Sie sind unergründlich für uns Europäer. Der gebildete Japaner, mit dem wir zusammen kommen, trägt für uns nicht eine Maske, sondern zwei. Die durch den Verkehr mit uns angeflogene Tünche, darunter die japanische seit der frühesten Kindheit anerzogene, unergründliche, nicht wegzuwaschende Kunst, seine Gedanken und Gefühle unter heftigem Lächeln zu verstecken.“

„Herr Geheimrat vergessen,“ wandte der junge Arzt ein, „daß ich vier Jahre in Japan lebte. Daß ich die Sprache des Volkes kenne, ebenso aber auch die Sprache der Gebildeten, ihre Literatur, ihre Märchen und Sagen. Daß ich täglich eine japanische Zeitung las, mich also in den Gedankengang der Niponer einfühlen konnte. Zeit hatte ich genug dazu.“

„Das weiß man wahrscheinlich in Tokio.“

„Ausgeschlossen. In Kiautschou trug ich einen Bart. Als ich gefangen wurde, hatte ich die Papiere meines Kollegen Dr. Forster in meiner Brusttasche, der drei Tage vorher gefallen war. Meine Legitimationspapiere befanden sich in einem Koffer, der in einem brennenden Hause stand. Ich wurde in den Gefangenenlisten als Dr. Forster geführt, und da ich die Barttracht in der Gefangenschaft beibehielt, wird mich kein Mensch im Lande der aufgehenden Sonne erkennen können. Sie haben dort für europäische Gesichter ebensowenig Gedächtnis und Unterscheidungsmöglichkeit, wie wir für mongolische.“

„Dann werden Sie mir eines versprechen, lieber Kollege. Sie werden mit keinem Worte, keiner Silbe, keiner Miene verraten, daß Ihnen die Sprache des Landes bekannt ist. Vielleicht kommen Sie so hinter die Teufelei, die da geplant wird. Versprechen Sie mir das?“

Dr. Wieser reichte dem Gelehrten die Hand. „Ich hatte es mir auch schon so vorgenommen. Denn auch ich kenne die Seele des Volkes der aufgehenden Sonne. Keine anerzogene Höflichkeit hält stand vor einem schweren Sakerausch, vor dem Aufregungsstadium der Chloroformnarkose. Sie hassen alles, was nicht japanisch ist. Ihr Selbstbewußtsein, ihre Selbstanbetung ist nach den drei glücklichen Kriegen, die sie geführt, himmelhoch gestiegen. Wenn nicht die Furcht wäre vor den englischen und amerikanischen Geschützen, sie hätten längst alle Europäer in ihrem Lande und alle Christen — denn das Christentum stammt aus dem verhaßten Europa — unter den grausamsten Martern getötet.“

„Ganz meine Ansicht,“ bestätigte der Gelehrte. „Und trotzdem gehen Sie hin?“

„Sehen Sie, Herr Geheimrat, ich habe so die Empfindung, daß da im Osten ein dunkles Gewölk emporsteigt, das über Deutschland, über Europa, über die ganze zivilisierte Welt unerhörtes Verderben im Schoße birgt. Dr. Yoghushiwa hat recht mit dem, was er meine Intuition nennt. Nie im Leben haben mich solche Ahnungen getäuscht. Und wenn ich nach Ostasien gehe, so tue ich es, weil ich glaube, daß ich hinter dieses Geheimnis kommen kann. Denn ich spreche, ich verstehe japanisch. Sie werden ruhig und arglos vor mir sprechen und sie werden sich verraten.“

Von der Tür tönte ein diskretes Klopfen.

„Aha“, sagte der Chirurg lächelnd, „mein Herr Diener mahnt mich an die Arztpflichten. Hat wohl ein kleines Trinkgeld von einem ungeduldigen Patienten erhalten.“

Wieser erhob sich. „Ich will nicht länger stören, Herr Geheimrat.“

„Einen Moment, Kollege. Ich rechne mit Bestimmtheit auf Ihre Erscheinen heute abend. Bringen Sie uns jedenfalls Ihre liebe Frau mit. Ich werde ja nicht viel von Euch haben können, denn um 11 Uhr gehe ich ins Bett und wenn der Präsident der Republik zu mir käme. Aber Sie werden interessante Leute bei mir finden, die Sie reichlich entschädigen dürften. Russen, Chinesen, einen Japaner vielleicht, und auch einen Inder, — Indien ist jetzt Mode in Berlin. Vielleicht bekommen Sie aus dem einen oder anderen etwas heraus, das Sie zur Vernunft bringt. Also auf Wiedersehen um 10 Uhr, lieber Wieser!“

(Fortsetzung folgt.)

Perkunos, hilf!

Legende von Hellmuth Kopp.

Bei der Durchsuchung des Schlosses war Harald bis zur Kammer Swanteheldes vorgedrungen.

„Aufgemacht!“ schrie er, als er die Tür verriegelt fand und schlug mit der Faust dagegen.

Swantehelde fuhr erschreckt aus unruhigen Träumen empor.

„Was gibt es?“ fragte sie.

„Aufgemacht!“ donnerte seine Stimme zum zweiten Male. Da sein Begehr nicht sofort erfüllt wurde, warf er sich mit der ganzen Wucht seines massigen Körpers gegen die Tür. Der Riegel zerbarst und Harald betrat, das Schwert

in der Rechten und eine Fackel in der Linken haltend, die Kammer.

„Perkunos, hilf!“ rief Swantehelde. Das bittere Erlebnis des gestrigen Tages, der Ekel, den sie während der Feier empfunden hatte, waren der noch Schlaftrunkenen entfallen; die leisen Zweifel, ob ihr Gott wirklich anbetungswürdig sei, die ihr gestern, während die Scheiterhaufen zum Himmel lohten, aufgestiegen waren, waren geschwunden. Der alte Kinderglaube hatte seine Macht über sie zurückgewonnen.

„Perkunos soll dir helfen?“ höhnte der Eindringling. „Er kann sich selbst nicht helfen. In dieser Minute zertrümmert wohl die Streitaxt meines Bruders seine blutbesudelte Fratze!“

„Wer bist du? Was suchst du hier?“ fragte Swantehelde. Sie stand hochaufgerichtet und scheinbar furchtlos vor dem Fremden. Ihr Adel und ihr angeerbter Stolz machten sich geltend.

Harald leuchtete ihr ins Gesicht.

„Beim Hammer Tors!“ rief er. „So schöne Beute hatte ich hier nicht erhofft. Komm, Lichtelfchen!“

Das Schwert in den Gürtel schiebend, die Fackel in die Rechte nehmend, griff der Räuber das Mädchen mit der Linken und zog es trotz heftigen Sträubens aus der Kammer.

Auf dem Wege zum Haff fand Swantehelde unter den Beutefrauen Swantekinn. Sie wollte sich ihr an die Brust werfen. Swantekinn stieß sie zurück.

„Mutter!“ rief das Mädchen bestürzt.

Swantekinn sagte: „Als ich vorhin in dem Haine vor dem Bilde Perkunos' kniete, erzählte mir der Priester, bevor ihn der Todesstreich traf, von deiner jäh erwachten Neigung zu dem Christenhund und wie du dich während des Opferns vergangen. Du bist schuld an dem Verderben, das der Gott über uns alle gebracht hat!“

„Wo ist Vater?“ fragte Swantehelde entsetzt.

„Dein Vater und dein Bruder Pereswenz sind erschlagen!“ entgegnete Swantekinn. Das Mädchen schluchzte laut auf.

„Klage wo du willst, nur nicht an meiner Seite!“ fuhr Swantekinn fort. „Ich bin nicht mehr deine Mutter!“

Damit kehrte sie sich von ihrer Tochter ab.

Als der Trupp die Landungsstelle erreicht hatte, graute im Osten der junge Tag. —

Die Fahrt zur Nehrung war wegen des scharfen Nord-West sehr langwierig. Während der ganzen Reise saß Swantehelde in sich gekehrt und grübelte vor sich hin. Sie konnte keine Klarheit in ihre Gedanken bringen. Ihr Vater und Bruder, die durch ihre Schuld gestorben sein sollten, die abgrundtiefen, blauen Augen des Kreuzritters, den sie erstochen, der greise Priester, den sie gehaßt, die zornige Mutter, die sie verstoßen hatte, der hölzerne Perkunos, den sie mit Blut getränkt, die verbrennenden Kriegsknechte, das alles wirbelte in ihrem armen Kopf umher wie Spreu im Winde.

Hatte sie sich wirklich so sehr gegen ihren Gott vergangen, daß ihr Vater, ihr Bruder und so viele ihrer Stammesangehörigen darob hatten sterben müssen? Lag die Schuld an diesem Unheil nicht viel mehr an der Arglosigkeit ihres Vaters, der es verabsäumt hatte, gegen irgendeine unvermutet auftauchende Gefahr Sicherungen zu treffen? Und wäre der Überfall durch die Seeräuber nicht doch vor sich gegangen, selbst wenn ihr Herz dem Kreuzritter nicht entgegengeflogen wäre? Hatte der Ordensherr ihr nicht, bevor sie das tötende Eisen gegen ihn hob, unter gütigem Lächeln, mit freundlichen Worten vergeben und ihr sogar die Verzeihung seines eigenen Gottes in Aussicht gestellt? Wo wäre der Preuße, der das vermocht hätte? Und nun gar Perkunos, der das Blut seiner kriegsgefangenen Widersacher mit gierigem Behagen trank! Der nichts anderes kannte, als den fürchterlichsten Haß! Der niemals einem Feinde verzieh!

Der edlere Gott schien er nicht zu sein. Aber er war der stärkere.

Sie erinnerte sich des Sieges des Perkunos über den Christengott. Hatte er den vermessenen Eindringlingen nicht in kürzester Frist beinahe das ganze Preußenland wieder entrissen?

Und mit dem Gedanken an seine Allmacht stiegen Zweifel in ihr auf: War die Güte dieses Weißmantels, der unter ihrer Hand gestorben war, nicht doch bloß eine Einzelerscheinung unter den Christen? Waren diese Deutschen nicht abgefeimte Heuchler, die unter dem Deckmantel der Christenliebe nur ihre niederträchtigen Herrschergelüste verbargen, und denen die Ausbreitung ihres Glaubens nur ein gelegener Vorwand für ihre Eroberungszüge bedeutete? War die Schönheit des Kreuzritters, die sie geblendet, sein edles Feuerauge, das sie verbrannt, seine Milde, die sie betört und beglückt hatte, nicht etwa nur eine Heimsuchung des Christengottes, der ihr, der zarten Priesterin des verhaßten Perkunos, Verderben bringen wollte? War es nicht Tatsache, daß die Deutschen zu Ehren ihres Gottes die gläubigen Anhänger Perkunos' mit Feuer und Schwert verfolgten? War da der unversöhnliche Sinn des Himmelsherrn nicht erklärlich?

Sie erinnerte sich der Opfervorschrift, die sie verletzt hatte, indem sie den Deutschritter vor seinen Schmerzen durch eine neue Verwundung und vor den gräßlichen Qualen des Feuertodes bewahrte; sie hatte zudem ihr Gelübde gebrochen: sie hatte ihre Liebe einem Irdischen, einem Feinde ihres Volkes zugewandt. Das mußte den finsteren, rachsüchtigen Perkunos reizen. Was brauchten die unheimlichen Ausbrüche seines wütenden Zornes sie da noch zu verwundern, wenn sie es auch nicht begreifen konnte, daß er nicht nur über sie, sondern auch über ihre Familie und uber so viele andere seiner Gläubigen Unheil brachte.

Sie war solange geneigt, ihr Unglück als eine gerechte Strafe für ihre Freveltat hinzunehmen, bis die Gedanken an ihre unschuldige Liebe wieder die Oberhand in ihr bekamen. War es denn wirklich ein so unverzeihliches Verbrechen, daß sie ihren Eid nicht hatte halten können? Ihre gesunde Natürlichkeit bäumte sich gegen den Gedanken an diese vermeintliche Sündhaftigkeit auf. Sie fühlte, daß kein Schwur und kein Gott stark genug sind, um das Aufkommen einer Herzensneigung verhindern zu können. Man weiß nicht, von wannen die Liebe kommt, weshalb und wie sie in uns aufkeimt; man weiß nur, daß sie auf einmal da ist, und es so unendlich schwer ist, sich dagegen zu wehren. Das hätten ihre Eltern erwägen müssen, bevor sie ihr gestatteten, dem Perkunos einen solchen Eid zu leisten. Sie hätten ihre zarte Jugend, ihr frisches, unverfälschtes, jedem Eindruck zugängliches, weiches Gemüt bedenken müssen. Ihre Eltern waren dafür verantwortlich zu machen, daß sie so unbesonnen ein so heikles Gelübde getan.

Der Ordensherr war so schön, so gütig! Was konnte sie dafür, daß sie ihn plötzlich hatte lieben, ihn, weil sie eben liebte, durch ein einziges, ihr so qualvolles Zustoßen hatte töten müssen? Und sie betrachtete schaudernd ihre weiße kleine Hand, die ihn dahingerafft hatte. Und sah plötzlich vor ihrem geistigen Auge die hölzernen Lippen des Perkunos, die ihres Liebsten letztes Herzblut getrunken hatten, des Götzen Kinn und Brust, die sich mit dunkelroten Flecken bedeckten, weil sie gezittert hatte, als sie ihm aus der köstlichen Bernsteinschale zu trinken gab; sah die flammenden Scheiterhaufen, glaubte die entsetzlichen Schreie der Gemarterten zu vernehmen.

Vor ihren vor Grauen weitgeöffneten Augen wurde es Nacht, ihr ward schwindlig und sie wäre auf das Verdeck des Schiffs hingeschlagen, wenn nicht eine starke Hand sie aufgefangen hätte.

Harald war neben sie getreten. Er glaubte, das Hin- und Herschaukeln auf den kurzen Wellen des stark bewegten Haffs hätten sie so elend gemacht.

Er sprach einige Worte zu ihr.

Swantehelde hörte nichts. Es sauste und brauste in ihrem Kopfe. Nur allmählich schwand die Dunkelheit vor ihren Augen, nur langsam kehrte das Bewußtsein wieder.

Als sie sich von den Armen Haralds umschlungen sah, versuchte sie, sich von ihm frei zu machen.

„Laß mich los!“ rief sie.

„Damit du nochmals umfällst?“ fragte er.

„Laß mich los!“ wiederholte sie.

Ihr Mühen, sich loszureißen, war vergeblich.

„Du wirst dich jetzt hinsetzen!“ bestimmte er und drückte sie auf die roh zugehauene Bank nieder, auf der sie schon vorher, fast während der ganzen bisherigen Fahrt gesessen hatte.

„Du bleibst hier sitzen, bis wir zuhause sind. Im übrigen sei unbesorgt: dir geschieht nichts!“

Er nahm an ihrer Seite Platz. Sie rückte scheu von ihm ab.

Harald legte eins seiner ungeschlachten Beine über das andere und blickte zufrieden vor sich hin.

„Was hast du mit uns vor?“ forschte Swantehelde nach einer Weile.

„Ich halte dich und deine Mutter solange in Haft, bis dein Bruder Nußgarn euch freigekauft hat.“

„Und was geschieht mit den anderen Frauen und Mädchen, die ihr geraubt habt?“

„Es ist nicht anzunehmen, daß der eine oder der andere ihrer Angehörigen so viele Schätze aufzuweisen hat, daß die Höhe einer Lösesumme, die er hinterlegen könnte, mir genügen würde. Da behalten wir eben die Weiber solange bei uns, bis wir ihrer überdrüssig sind, — —“

(Fortsetzung folgt.)

Tremessen (Trzemeszno).

Von Friedrich Just.

Wenn man mit der Eisenbahn von Hohensalza nach Gnesen fährt, meint man zunächst beim oberflächlichen Hinausblicken aus den Wagenfenstern eine wald- und reizlose Ebene zu durchqueren. Beim Sichversenken in die Landschaft erkennt man aber bald, wie Bodenwellen und Seen, die in wechselnden Bildern vorübereilen, belebende Züge hineinzeichnen. Schon wenn man den langgestreckten Pakoschsee überblickt, noch mehr aber von Mogilno und Tremessen an mit dem vom Powidzersee sich nähernden Endmoränenzug am Horizont bis zu dem tannenansteigenden Seeydill von Talsee (Jankowo). Auch die Bahnhöfe und Orte an der Bahnstrecke haben keinen besonderen Charakter. Die Fruchtbarkeit und Nützlichkeit des Bodens ist das Beherrschende. Nur am Rande des Städtchens Tremessen zieht ein ausgedehnter Kuppelbau mit mehreren Seitentürmen den Blick auf sich. Das ist die Abteikirche der Augustiner-Chorherren.

Wegen der historischen Denkwürdigkeit lohnt es sich, ein wenig anzuhalten. Der Bahnhof liegt auf der Gemarkung des Dorfes Freihof und man muß durch einen Grund hinab und wieder hinaufsteigen, ehe man an das Städtchen kommt. Dieses erstreckt sich an einem Nebentale des langen und tiefen Popielewoer Sees. Man muß es ganz durchqueren, bis man zur Abteikirche kommt. Hinter einem Platz mit vielen Bäumen liegt die stattliche Kirche am Ende der Stadt über dem Tal und dem See darinnen. Der beherrschende Punkt der Gegend. Hier ist die Stätte einer der ältesten Kirchengründungen Großpolens. Nach einer Sage soll Herzog Mieczyslaus I. († 991) bei der Einführung des Christentums hier ein Kloster gestiftet haben, nach einer anderen soll der Hl. Adalbert der Klosterstifter gewesen sein. Jedenfalls fand der Leichnam des 997 im Samlande erschlagenen Hl. Adalbert von Prag, den der König Boleslaw Chrobry den Pruzzen mit Gold hatte aufwiegen müssen, im Kloster Tremessen eine Ruhestätte. Sogleich verbreitete sich überallhin der Ruf von den Wundern, die an dem Sarge des Heiligen geschehen seien. Als der schwärmerische deutsche Kaiser Otto III. zum Grabe seines einstigen Freundes wallfahrten wollte, ließ Boleslaw den Körper des Heiligen nach Gnesen bringen, nur eine Hand blieb als Reliquie in Tremessen. Die Volksüberlieferung erzählt auch, daß vom Gnesener Dom aus ein unterirdischer Gang bis nach dem Tremessener Kloster führe. In Gnesen wurde übrigens 1039 der Leichnam des Hl. Adalbert geraubt und nach Prag gebracht. Die spätere polnische Überlieferung behauptete freilich, daß damals ein solcher Leichnam von der Domgeistlichkeit untergeschoben, der echte aber in sicherem Versteck geborgen sei. So kommt es, daß jetzt zwei Leichname des Heiligen verehrt werden, einer in Gnesen von den Polen und einer in Prag von den Tschechen, und von beiden wird die Echtheit versichert.

Die erste Urkunde liegt erst aus dem 12. Jahrhundert vor. Im Jahre 1145 gab Herzog Mieczyslaus III. der von seinem Vater Boleslaus II. wiederhergestellten Abtei der Augustiner-Chorherren einen Schutzbrief. Die Mönche des Klosters waren vorwiegend Deutsche. Im Jahre 1216 war neben dem Propst Meingoz, dem Prior Winrich, den Mönchen Robert, Heinrich, Burkart, Gilbert, Libwin nur ein Träger eines slawischen Namens, Domaradus, darin. Deshalb war das Kloster auch eifrig darauf bedacht, deutsche Kolonisten heranzuziehen und deutschrechtliche Dörfer anzulegen, so z. B. Szydlowo 1346, Lubin 1348, Ostrowitt 1352, Popielewo vor 1364, Stodoly 1343, Lubochnia und Ocwieka vor 1347, Dombrowka (Eichenhain) 1662, Welna 1369. Vor 1382 wurde auch das Dorf Tremessen, das schon 1145 von der Verpflichtung, die herzoglichen Jäger und Hunde zu ernähren, befreit war, mit Stadtrecht begabt. Juden durften sich aber dort nicht niederlassen. Um 1458 muß Tremessen eine ansehnliche Stadt gewesen sein, da sie 10 Krieger zu stellen hatte. Im Schwedenkriege wurde die Stadt nach einem in ihrer Nähe erfochtenen Siege der „schwedischen Löwen“ über die Polen am 23. August 1656 überfallen.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde die Kirche erweitert und umgestaltet und 1791 neu geweiht. Der Abt Michael Kosmowski gründete 1778 nahe der Kirche ein Konvikt für 12 adlige Zöglinge und ein Hospital. Das hübsche Portal mit dem Bildnisse und dem Wappen des Königs Stanislaus August Poniatowski hält die Erinnerung daran noch heute fest. Als Tremessen zu Preußen kam, bestand die Stadt außer Kloster und Kirche aus drei öffentlichen Gebäuden, 153 Wohnhäusern, von denen 11 ein Ziegeldach hatten, und zwei Mühlen und hatte 769 Einwohner. Das Handwerk war mit 36 Schuhmachern, 20 Töpfern, 12 Schneidern, 6 Kürschnern und einem Musikanten vertreten. Außerdem war ein Nachtwächter vorhanden. Das Kloster, in dem 10 Insassen waren, wurde säkularisiert. Die Klosterkirche zur kath. Pfarrkirche zur Himmelfahrt S. Mariä und die Stadt in eine königliche umgewandelt. Die von Kosmowski gegründete Schule, die zuerst Chorschule hieß, wurde 1832 in ein Progymnasium, 1839 in ein Gymnasium umgewandelt. 1848 war Tremessen ein Mittelpunkt der polnischen Erhebung. Am 10. April griffen preußische Truppen die Stadt an. Schon drangen sie ein, da gebot ihnen ein Eilbote des preußischen Generals von Willisen halt. Nun wurden mehrere Deutsche und Juden, die während des Gefechts aus den Häusern geschossen oder Verwundete ermordet haben sollten, geplündert, eingesperrt und z. T. sogar erschlagen.*)

Die alte Abteikirche wurde in spätromanischer Zeit als Steinbau aus Granitquadern errichtet, von dem aber nur die unteren Teile der Westfront erhalten sind. Ende des 18. Jahrhunderts fand, wie schon erwähnt, eine gründliche Umgestaltung statt. Die Kirche ist in der Form eines lateinischen Kreuzes angelegt. Über der Vierung erhebt sich eine große Kuppel, die der äußeren Erscheinung den Charakter gibt. Um die Vierung läuft ein Umgang mit einem Kapellenkranze. Aber so malerisch und beherrschend die Kirche nach außen wirkt, so verbaut und verzettelt ist das Innere.

Dafür ist die Ausstattung der Kirche mit Kultgeräten nächst der des Gnesener Domes am reichsten von allen Kirchen des Posener Landes. Besonders wertvoll ist ein silbervergoldeter romanischer Prachtkelch mit dazugehöriger Patene aus dem 12. Jahrhundert. Der Kelch ist mit reicher Ornamentik und symbolischen Figuren geschmückt, die Patene zeigt im Mittelfelde Christus am Kreuz, über ihm Sonne und Mond, zur Rechten die sieghafte Kirche, die das Blut des Heilands mit dem Kelche auffängt, zur Linken die besiegte Synagoge, dazu die Inschrift: Vita sobit letum, dulcedo potat acetum, Non homo sed vermis, armatum vincit inermis. Von beachtlicher Kunstfertigkeit zeugt auch der Reliquienschrein für die Hand des Hl. Adalbert, den 1507 der Goldschmied Peter Gelhor in Posen verfertigt hat. Von den sonstigen Bauten Tremessens ist nichts Sonderliches zu sagen. Der rote Ziegelkasten des Schulgebäudes steht jedenfalls als baulicher Störenfried neben der Kirche.

In unserem Jahrhundert hat das Stadtbild einen zweiten beherrschenden Punkt in dem gefälligen Turm der neuen evangelischen Kirche erhalten. Während der Herrschaft des Klosters durften sich keine Evangelischen in der Stadt ansiedeln. In preußischer Zeit aber entstand nach und nach eine evangelische Gemeinde. Seit 1820 hielt diese zunächst in Privathäusern, dann in einem gemieteten Raume des katholischen Hospitals Gottesdienst. 1845 wurde ein selbständiges Kirchspiel eingerichtet mit dem Pfarrer Albert Werner, einem fleißigen Geschichtsforscher, als erstem Geistlichen und eine mit landesväterlicher Hilfe erbaute Kirche eingeweiht. Diese ist nun verschwunden und die neue schmucke Kirche trat an ihre Stelle. Das neue evangelische Gotteshaus ist insofern merkwürdig, als über seinem Eingangsportal ein erhabenes Relief, wie man es bei den neueren Kirchbauten bei uns nicht findet: „Jesus bei Maria und Martha“, den Eintretenden grüßt.

---

*) H. Wuttke: Städtebuch des Landes Posen. Leipzig 1864.

Bunte Chronik

*** 1025 Kinderleichen.** Vom 10. Dezember 1923 bis zum 25. Januar 1924 sind auf den Straßen Moskaus von den Polizeiorganen 1025 Leichen erfrorener Kinder aufgelesen worden. Von 7385 Kindern, die in halberfrorenem Zustande in derselben Zeit aufgefunden wurden, sind 4015 mit abgefrorenen Händen und Füßen und die übrigen 3370 mit Erkältungserscheinungen in die Krankenhäuser eingeliefert worden. Allein in den Arrestlokalen der Polizeireviere haben 680 Kinder, die in den Kinderheimen keine Aufnahme fanden, Unterkunft erhalten.

*

*** Die Belohnungen für die Mörder Wallensteins.** Unter den Geheimpapieren des ehemaligen kaiserlichen Archivs, die jetzt von Wien nach Prag gebracht worden sind, wurde auch eine Liste der Belohnungen aufgefunden, welche die Mörder Wallensteins erhalten haben. Die Geldbeträge sind unbeträchtlich, dagegen hat jeder von ihnen ein oder mehrere Güter erhalten, und es ist bemerkenswert, daß die meisten dieser Güter noch heute im Besitz der Familien der Mörder sind. Die Liste wird in den Prager Blättern veröffentlicht.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Wendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.